Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 590. **Freitag** den 19. November 1897. **91. Jahrgang.**

Wahlrechtsänderungen.

G. **Paris**, 16. November.

„Was die Mehrzahl der Deputirten anlangt, so haben sie aus den Winkeln ihrer Provinz entweder den halsstarrigen Stumpfsinn des Krautjunkers oder die Mittelmäßigkeit des Ministerialbeamten niedrigster Ordnung mitgebracht; eine Anzahl gemeiner Gewohnheiten, die Umgangsformen des Bezirkshauptortes, die Dummheiten der Kleinstadt, die Schwerfälligkeit des Bauern, das fette Lächeln des Handlungsreisenden, die Plattheit und den Dünkel des kleinen Beamten, die Gerissenheit des Kneipwirthes, die ganze Ruppigkeit der Parvenüs des niederen Bürgerstandes."

Dieses liebliche Bild hat vor Kurzem in der „Revue de Paris" ein Mann entworfen, der selbst früher Abgeordneter war, seine Leute also kennen muß. Traurig, aber wahr! müssen die Einsichtsvollen zugestehen. In der That ist der Stand der Abgeordneten so heruntergekommen, daß es in den Augen mancher Leute geradezu ein Makel ist, Erwählter des Volkes zu sein. Und so sinnen die, denen das Wohl ihres Landes wirklich am Herzen liegt, schon seit Langem darüber nach, wie dem Uebelstande abzuhelfen ist. Die Sache ist auch wirklich nicht so einfach. Die Güte der Erwählten hängt doch natürlich von der Güte der Wähler ab. Jede Einschränkung des Wahlrechtes aber würde in Frankreich sofort zur Revolution führen, ist also ausgeschlossen. Viele versprechen sich von der Verminderung der Zahl der Abgeordneten Großes. Sie meinen wohl, daß beim Durchsieben die schlechten Elemente hängen bleiben würden, oder aber wenigstens, daß dreihundert Abgeordnete nur halb so viel Lärm machen und halb so viel Unsinn reden würden wie sechshundert. Wer weiß, ob sie sich nicht täuschen! Ueberdies hätte ein derartiger Antrag nicht die mindeste Aussicht, angenommen zu werden. Denn wenn es auch wohl ab und zu vorkommt, daß ein Abgeordneter der Sache überdrüssig wird, weitaus die größte Anzahl kammert sich an das Mandat, das außer leidlicher Bezahlung den schönen Aufenthalt in der Hauptstadt, freie Benutzung der Eisenbahnen und noch so manche Annehmlichkeit mit sich bringt und überdies der lieben Eitelkeit so schmeichelt.

In den letzten Tagen sind nun auch aus der Kammer selbst Vorschläge zur Aenderung des Wahlmodus hervorgegangen. Allein hier sind die Beweggründe ganz anderer Art. Bekanntlich stehen die Neuwahlen nahe bevor. Daß vorher das Ministerium nicht mehr gestürzt werden kann, gilt als ausgemacht. Die Oppositionellen haben deshalb kein Interesse mehr an den Verhandlungen, sondern harren sehnsüchtig des Tages, wo sie sich an der Wahlagitation betheiligen können. Nun fürchten sie aber, daß die Regierung bei den Wahlen eine noch stärkere Majorität bekommen wird als sie jetzt schon hat, und so strengen sie sich an, ihr für die Campagne wenigstens noch einige Hindernisse in den Weg zu legen. Natürlich müßten sie dann, wenn sie mit Hilfe der neuen Bestimmungen ans Ruder kämen, diese schleunigst wieder abzuschaffen suchen. Aber das macht nichts. Die beiden obersten Maximen jeder Opposition in Frankreich sind nun einmal die: Thue alles das, was Dir selbst recht unangenehm wäre, wenn Du die Macht in den Händen hättest, und: Stimme gegen alles das, was Dir höchst erwünscht wäre, wenn Du selbst am Ruder säßest.

Der wichtigste Antrag ging von dem Radicalen Goblet aus und betraf die Wiedereinführung des Scrutin de liste, der Listenwahl; das bedeutet, daß, während jetzt jedes Arrondissement seinen Abgeordneten für sich wählt, in Zukunft für das ganze Departement Candidatenlisten aufgestellt werden sollen. Angeblich soll dadurch die Kirchthurmspolitik verhütet werden. Im Wirklichkeit ist der Scrutin de liste ein für die Opposition sehr günstiger Wahlmodus; er gewährt allen Schiebereien, Schachergeschäften und unmoralischen Wahlbündnissen freien Spielraum. Natürlich. Nehmen wir an, es giebt in jedem Bezirke eines Departements kleine monarchistische Minderheiten, so werden diese sich schwer bewegen lassen, für einen Radicalen oder Socialisten zu stimmen. Ganz anders, wenn die radical-socialistische Opposition allen diesen Monarchisten zusammen einen von den sechs oder acht Plätzen ihrer Liste einräumt. Unter diesen Umständen war es zu verwundern, daß nur ein Theil der Opposition sich für den Antrag Goblet erwärmte. Allerdings wurde eine Commission zu seiner Prüfung eingesetzt, aber in diese Commission der Antragsteller selbst nicht einmal hineingewählt.

Andere Anträge gehen dahin, strenge Maßregeln gegen die officiellen Candidaturen zu treffen. Dagegen wäre einzuwenden, daß es ja gar keine officiellen Candidaturen mehr giebt. Unter dem „infamen Kaiserreich" freilich gab es welche. Das hindert aber nicht, daß die jetzigen officiösen Candidaturen ebenso schlimm sind wie die damaligen officiellen. Denn wenn ihnen auch nicht mehr das alleinige Recht zusteht, ihre Aufrufe an den öffentlichen Gebäuden anzuschlagen, so wird der ganze Beamtenapparat, vom Präfecten bis zum Straßenreiniger doch genau noch so zu ihren Gunsten in Bewegung gesetzt wie damals, und die Zahl der Beamten hat sich seitdem nicht vermindert, sondern ganz erheblich vermehrt. Wehe dem Wahlkreise, der eine Zweigeisenbahn, eine neue Straße oder dergleichen haben möchte und nicht den Candidaten der Regierung wählt! Die Regierung, deren Bestand ja von dem Ausfalle der Wahlen abhängt, wäre auch thöricht, wenn sie nicht alle Hebel für sich in Bewegung setzte.

Auch von der Majorität sind übrigens Abänderungsvorschläge ausgegangen. Besondere Beachtung verdient unter ihnen der Antrag Martinon, weil er vom „Journal des Débats" und anderen einflußreichen Blättern warm befürwortet und, wie man sagt, auch von der Regierung unterstützt wird. Bis jetzt wählen die Arrondissements bis zu 100 000 Einwohnern einen Deputirten, die von 100 000 bis 200 000 zwei u. s. w. Herr Martinon findet das ungerecht. Es kommt nicht auf die Zahl der Einwohner, unter die ja auch die Fremden mitgerechnet werden, an, so meint er, sondern auf die Zahl der Wähler. Man sollte denken, daß diese kleine Ungerechtigkeit gar nicht in Betracht kommen könnte gegenüber der viel größeren, daß 100 000 Einwohner einen Deputirten, 100 001 aber zwei wählen. Allein die Hauptsache ist das Resultat. Man hat nämlich ausgerechnet, daß, wenn man 27 000 Wähler statt 100 000 Einwohner als Basis nähme, die Städte 17 Abgeordnete verlieren, das platte Land deren 19 gewinnen würde, oder mit anderen Worten, daß, da die Städte oppositionell, das Land aber natürlich für den „Gemüsemann" Méline stimmen würde, die Regierung ein Plus von 36 Stimmen erzielen würde. O weiser Gesetzgeber, weiser Martinon! Allein — es giebt schlechte Menschen. Ein solcher hat gestern herausgefunden, daß der Antrag weniger auf das Wohl der Regierung als auf — Herrn Martinon zugeschnitten ist. Dieser ist nämlich einer der beiden Vertreter des Arrondissements von Aubusson, das 1894 noch über 100 000 Einwohner zählte, jetzt aber unter diese Ziffer gesunken ist. Einer der beiden Herren müßte also dem Parlamente Valet sagen und das würde, da sein College ebenso reich wie angesehen ist, eben Herr Martinon sein. Dagegen hat das Arrondissement 27 000 und noch einige Dutzend Wähler. Wer weiß, ob diese Entdeckung dem vortrefflichen Antrage nicht empfindlich schaden wird. Es kommen manchmal merkwürdige Sachen zum Vorschein, wenn man den Dingen auf den Grund geht.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 18. November. Im neuesten Heft seines „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft" bespricht Professor Dr. G. Schmoller die Biographie „Kaiser Wilhelm I." von Erich Marcks. Wir lesen in der Recension u. A. Folgendes: „Sein (Marcks') Augenmerk ist auf ein Doppeltes gerichtet: er will die Wechselwirkung zwischen den großen sichtbaren Vorgängen des nationalen Lebens und der Entwickelung der Persönlichkeit schildern und er versucht Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt durch eine äußerst geschickte und glückliche Verwerthung des Materials gleichsam das Seelenleben des edlen Fürsten zu analysiren und zu fixiren. Letzteres ist die eigentlichste Aufgabe des Biographen. Hier liegt der Hauptwerth und die Bedeutung des Buches. Ich möchte sagen, man ist Seite für Seite bei der Lectüre erstaunt, wie viel der Autor aus dem uns Anderen ja auch bekannten Material zu machen gewußt hat. Das Portrait, das er malt, nimmt sich neben den vielen anderen, die wir haben, etwa aus wie ein Lenbach neben denen der übrigen Maler. Man dürfte dabei kaum sagen, Marcks verfolge die entgegengesetzte Tendenz gegenüber der jetzt vielfach hervorgetretenen Richtung, den Kaiser zu einem politisch-militairischen Heroen und Uebermenschen zu stempeln. Gewiß ist er ganz frei von der Verherrlichung Wilhelms durch die Bismarckverkleinerer. Er ist vielleicht eher geneigt, Bismarck als den Kaiser zu überschätzen. Aber ich möchte doch fast jedes Wort, was er über diesen sagt, unterschreiben, und ich gebe ihm ganz Recht, daß diese Art, überall zu zeigen, was der Kaiser gewollt, wie er gezaudert, wie er sich selbst überwunden hat, keineswegs seiner Größe, noch weniger seinem edlen Charakter irgend welchen Eintrag thut. Marcks zeigt ihn überall als den Werdenden, als den bis in sein höchstes Greisenalter sich Umbildenden, der doch immer er selbst blieb, und durch das Schwergewicht seines gerechten, vorsichtigen und doch muthvollen, festen Charakters zuletzt Alles entschied... Der Faden, an dem sich Alles aufreiht, ist der Gedanke, daß in dem Prinzen Wilhelm sich, gleichsam verkörpert, alle Tendenzen, alle Stärke und alle Einseitigkeit des preußischen Militairstaates zusammenfinden, daß dieser Prinz dann als Thronerbe, Regent, König und Kaiser in sich selbst die ungeheure weltgeschichtliche Wandlung vom absoluten in den constitutionellen Staat, vom Preußenthum zum Deutschthum, von der Romantik durch den Liberalismus hindurch zur Realpolitik, vom manchesterlichen Freihandel zum Schutzzoll und zur Socialpolitik vollziehen mußte und Dank seines eigenthümlichen Wesens vollziehen konnte. Er erscheint so bei Marcks als der Mikrokosmus seines Volkes, als das Wahrzeichen seiner Größe. Allerdings aber, fügt Marcks bei, wäre er der Riesenaufgabe unterlegen, wenn er nicht den Feuergeist und die Riesenkraft Bismarcks gefunden, sich ihr von 1862 an anvertraut hätte. Das Verhältniß der Beiden zu einander ist psychologisch in dieser Ausführlichkeit und Offenheit wohl noch nirgends bisher so geschildert worden. Ich lasse dahingestellt, ob Marcks hier schon das letzte Wort gesprochen hat. Es werden künftig noch viele andere Auffassungen zu Tage treten. Der Alte im Sachsenwald wird ja selbst der Welt erzählen, wie sein Verhältniß zum Kaiser war. Im Ganzen glaube ich aber, wird die Auffassung von Marcks sich behaupten, wenn sie auch im Einzelnen mannigfach modificirt werden wird. Jedenfalls hat seine Darstellung den großen Vorzug, daß man aus seiner Schilderung der beiden Charaktere heraus den nothwendigen Gegensatz und die freien Reibungen versteht. Ich möchte sagen, die beiden großen Männer gewinnen nur, wenn man sieht, wie schwer es ihnen immer wieder wurde, Hand in Hand zu gehen. Man sieht, wie nöthig Jeder den Andern hatte, wie heilsam ihre gegenseitige Einwirkung aufeinander dem Vaterlande war. Es wird für alle Zeiten eines der schönsten Schauspiele und eines der interessantesten historischen Probleme bleiben, wie die Beiden gemeinsam Deutschland wieder aufgerichtet haben. Der Eine meisterte den Andern durch seine Willensstärke und seine scharfe Weltkenntniß, dieser ihn aber ebenso sehr durch seine königliche Güte und Gerechtigkeit, durch seine Umbildungsfähigkeit und seine Treue gegen sich selbst und seinen Staat."

x. **Berlin**, 18. November. Der wirthschaftliche Ausschuß zur Vorbereitung handelspolitischer Maßnahmen wird, kaum daß er zusammengetreten ist, von der „Freisinnigen Zeitung" auf das Heftigste angegriffen. Das Blatt behauptet, daß der Ausschuß einseitig die Interessen des Schutzzolles wahrnehmen werde. Gegen eine derartige Einseitigkeit spricht doch aber, daß in dem Ausschusse der Großhandel ebenso stark vertreten ist, wie die Industrie und die Landwirthschaft! Den Geh. Commerzienräthen Frentzel und Herz in Berlin wird wohl Niemand nachsagen können, daß sie die Interessen der Agrarier wahrnehmen. Nach der Liste der Mitglieder des Ausschusses muß man vielmehr annehmen, daß die Regierung kein anderes Interesse gehabt hat, als dasjenige, wirklich sachverständige Männer aus dem praktischen Leben zu gewinnen. Daß die landwirthschaftlichen Interessen nicht einseitig in den Vordergrund gestellt werden sollen, ergiebt sich auch daraus, daß die landwirthschaftlichen Fragen in nur einer von den 6 Fachcommissionen zur Untersuchung gelangen sollen, während 3 Commissionen der Industrie vorbehalten sind. Die „Freisinnige Zeitung" beklagt sich nun freilich darüber, daß die Interessen der Consumenten durch die Zusammensetzung des Ausschusses nicht genügend berücksichtigt würden, während doch das Consumentninteresse im Wahrheit das Interesse der Gesammtheit repräsentire. Dieser Satz ist in einem Lande wie Deutschland, wo der größte Theil der Bevölkerung producirt, grundfalsch. Schließlich sollte sich die „Freisinnige Zeitung" auch dabei beruhigen, daß dieser Ausschuß nicht dazu da ist, Gesetze zu geben, sondern nur dazu, die Regierung zu berathen. Es kommt also nicht darauf an, mit wie vielen Stimmen jede Richtung im Ausschusse vertreten ist, sondern darauf, daß sie überhaupt vertreten ist, und daß sie zu Worte kommen kann. Nun hat ja selbst die „Freisinnige Zeitung" herausgefunden, daß in dem Ausschusse 3 bis 4 Mitglieder Freihändler sind. Selbst wenn es thatsächlich nicht mehr sein sollten, so werden doch diese Männer ebenso gut ihren Mund aufthun können, wie Graf Kanitz, Graf Schwerin und Herr von Plötz. Es liegt vor der Hand durchaus kein Grund vor, dem Ausschusse mit Mißtrauen zu begegnen. Die Regierung hätte freilich thun können, was sie wollte, sie hätte doch nicht den Beifall des Herrn Richter gefunden, höchstens dann, wenn sie nur die Abgeordneten der freisinnigen Volkspartei in den Ausschuß berufen hätte.

* **Berlin**, 18. November. In der „Freisinnigen Zeitung" wird zur Bekämpfung einer Verstärkung der Flotte die Behauptung aufgestellt, daß an dem in dem Indienststellungsplane von 1892/93 nachgewiesenen Gesammtbedarf von 841 Seeofficieren noch immer 116 fehlten, obwohl die für die Vermehrung des Officiercorps in Aussicht genommene fünfjährige Periode inzwischen abgelaufen sei, und daß wegen Mangels an Officiersaspiranten auch die damals als erforderlich erachtete Zahl von Officieren nicht beschafft werden könne. Die „Berl. Pol. N." entgegnen hierauf: „Der Bedarf von 841 Seeofficieren bezieht sich zunächst nicht, wie aus jener Darstellung geschlossen werden könnte, auf den Friedensbedarf, sondern auf den Bedarf für den Fall eines Krieges. Der Friedensbedarf wurde damals auf 742 Officiere beziffert. Diese Zahl ist aber bereits überschritten; statt der dazu erforderlichen 157 neuen Stellen sind 175 auf den Etat gebracht. Auch ist es nicht richtig, daß 1892/93 die Ausfüllung der Lücken des Bedarfs an Seeofficieren auf den Kriegsfall für einen fünfjährigen Zeitraum in Aussicht genommen worden sei. Vielmehr ist ausdrücklich angegeben worden, daß erst mit Beginn des Etatsjahres 1902/03 der Bedarf ungefähr werde gedeckt

Feuilleton.

Um die Erde.

Reisebriefe von Paul Lindenberg.

Nachdruck verboten.

V.

Nach Ober-Egypten. — Schlimme Fahrt. — Auf dem Nil. — Abendstimmung. — Liebenswürdige Reisegefährten. — In Luxor. — Tempelruinen und Königsgräber. — Deutscher Bierabend.

1.

Auf dem Nil, an Bord der „Cleopatra", 31. October.

„Die bange Nacht ist nun herum" — und, Gott sei Dank, wir schwimmen wieder auf dem Wasser, auf den Fluthen des heiligen Nil, der aber, wenn man mit Heiligkeit gleichzeitig Reinheit verbindet, augenblicklich nicht seinen Ruf rechtfertigen kann, denn gelb und schmutzig sind seine Fluthen, die in breitem Bette dahinströmen, und einer besonderen Erinnerung an den kategorischen Imperativ bedurfte es, um in das Nilbad zu steigen, welches ich mir, kaum daß wir den zierlichen Cook'schen Dampfer „Cleopatra" betraten, sogleich hatte bereiten lassen. Aber es war doch wenigstens ein nasses und kühles Element und wirkte erquickend nach der „bangen" Nacht, jenen zwölf Stunden, die wir von Kairo bis Nag-Hamadi, dem vorläufigen Endpuncte der abergyptischen Eisenbahn, in letzterer zugebracht. Staub und Staub und wieder Staub, von der Wüste hereingeweht durch sämmtliche Fugen, Ritzen, Löcher; die Fenster und hölzernen Roll-Jalousien geschlossen, in dem engen Raum, den wir Zwei glücklicher Weise allein theilten, eine Backofen-Temperatur, die Einen fast ersticken machte, und nun noch dazu in Decken eingehüllt wie eine Mumie, damit einem nicht der zermürbende, feine, kein Hinderniß kennende Sand sämmtliche Poren ausfülle! Aber wie in jeder Wüste, auch hier eine Oase: zwei uns von unserem umsichtigen Herbergsvater August in Kairo mitgegebene Flaschen Wein, deren Geglucke oben in den Gepäcknetzen uns gelegentlich aus unserem Sahara-Dasein aufrüttelte und dem verzagenden inneren Menschen einen kleinen Hoffnungsstrahl zukommen ließ, daß seine völlige Ausmergelung und Mumifizirung noch nicht endgiltig beschlossen sei!

„Luft, Clawigo, Luft, Luft!" Und der bange Ruf fand Erfüllung! Von Staub keine Spur mehr, trotz der 26 Grad Réaumur nicht jene drückende Hitze der Nacht, ein frischer Wind umfächelt uns, und der machtvolle Strom umplätschert den Bug unseres flott und sicher gehenden kleinen Dampfers mit wohlthuendem Rauschen, nach Luxor hin ist das Steuer gerichtet, nach der Stätte des hunderthorigen Theben.

Eine köstliche Fahrt, den Nil hinauf. Im bequemen Faulenzer sitzt man auf dem Verdeck, oder, wie der Verfasser dieses, an der zum Schreibtische umfrisirten Waschtoilette seiner Cabine, deren Thür und Fenster geöffnet sind und den Blick auf die buntfarbig, mannigfaltigen Landschaftsbilder ermöglichen, an denen wir ganz nahe, kaum vierzig Meter vom linken Ufer entfernt, vorübergleiten.

Welch' reizvoll-fesselnde Scenerien, welch fremdartig-seltsame Gemälde, von denen man jedes und jede in seiner vollen Eigenart und seinem stimmungsvollen Reiz festhalten möchte, so neu und anziehend und tiefgehend ist die Wirkung. Hier weite Haine der Dattelpalmen, die so kokett hoch oben auf den schlanken Stämmen ihre zierlichen Häupter tragen, dann dichte Gebüsche der gleich über dem Erdboden ihre breitgezackten Blätter ausbreitenden Fächerpalmen, und je weiter wir kommen, desto zahlreicher die Dûm-Palmen, sich gabelförmig von ihren Stämmen abzweigend. Unter den Palmen aber, zu denen sich noch die schattenspendenden, weitkronigen Sykomoren gesellen, jene einst die Tempel der alten Egypter umgebenden geheiligten Bäume, kleine Fellachendörfer mit erbärmlichen, aus grauem Nilschlamm zusammengepappten Hütten, dann wieder von den hellgelben Bergzügen des arabischen Gebirges nahe begrenzte grüne Wiesen mit Büffel- und Schafherden und einzelnen verstreuten Palmenwäldchen, und nun dicht bis zum Ufer reichende Mais- und Zuckerrohr-Felder mit drei bis vier Meter hohen Stauden, denn der Nähvater Nil tritt ja langsam gegenwärtig von seinem Ueberschwemmungsgebiet zurück und hinterläßt als unschätzbare Erbschaft seine lebenspendende Feuchtigkeit, aus der es überall heraufsprießt und wächst und gedeiht in erstaunlicher Fruchtbarkeit.

Redlich hilft ihr aber der Mensch nach und sorgt für die kommende trockene Zeit. Ueberall an den Ufern sind Schöpfbrunnen aufgestellt, und in an Schwebebalken hängenden Eimern wird von den Fellachen, den egyptischen Bauern, das Wasser aus dem Flusse in ein zu ihren Häuptern befindliches kleines Bassin geschwungen, von dem es in gleicher Weise von anderen Fellachen in ein zweites, oft in ein drittes und viertes Bassin befördert wird, von welchem aus man es in kleinen Kanälen auf die von schmalen Rinnen durchfurchten Felder leitet. Eine mühselige Arbeit fürwahr; nur mit einem Schurz bekleidet stehen die braunen Gesellen in der Sonnengluth da und automatenhaft schwingen die sehnigen Arme die schwere Last empor, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche, mit kleinen Ruhepausen nur, denn Vater Nil ist diesmal nicht allzu freigebig mit seinen Fluthen gewesen, und es gilt unermüdlich thätig sein, will man den höher gelegenen Boden durchtränken mit dem kostbaren Naß.

An den Uferrändern können wir bemerken, wie das Wasser bereits zurücktritt, schon tauchen auch mitten im Flusse einzelne Sandbänke auf, lange Ketten von Reihern stehen an ihren Rändern, der Fischlein harrend, und dort jenes schmale Inselchen schimmert vollkommen weiß herüber — von Hunderten von Pelikanen ist es besetzt, die philosophisch dahocken und nur gelegentlich mit dem breiten Schnabel auf den Inselentsang am eigenen Körper gehen.

Auf dem Strom herrscht reges Leben, kleinere und größere Barken kommen den Nil herauf und herunter, die mächtigen Segel sind von der frischen Brise geschwellt, hin und wieder helfen fleißige Ruderer noch nach; dieser Kahn scheint die Insassen und Insassinnen eines ganzes Dorfes zu bergen, so dicht zusammengepreßt sind Männlein und Weiblein, meist in schwarzen und weißen faltenreichen Gewandungen, jener ist mit Zuckerrohr beladen, ein anderer mit Waaren aller Art, ein vierter mit Schiff und Gras und ein fünfter mit gepreßten Datteln, auf denen die Fährleute ihren Sitz aufgeschlagen haben.

Schrill ertönt nun wieder unsere Dampfpfeife, und hinüber steuerte unsere „Cleopatra" zu einer jener kleinen Stationen, die wir gelegentlich berühren. Vielfach waren es früher weitberühmte und volkreiche Orte, Tausende und Hunderttausende pilgerten jährlich einst hierher, um den Göttern zu opfern und den Fürsten zu huldigen, hochragende Tempel und prächtige Paläste erhoben sich auf weitem Gebiet, und gewaltige Kriegszüge wurden von hier aus unternommen — heute aber sind es elende Nester, eins dem andern gleichend, durch das stumpfe Grau ihrer Gebäude — wenn man den Ausdruck überhaupt gebrauchen darf — nur die herrliche Frische der Palmen und deren Schönheit noch mehr hervortreten lassend. An den Dampfer-Anlegestellen ist stets viel Volk versammelt mit einer Fülle malerischer Gestalten; vom lichten Braun bis zum tiefsten Schwarz sind alle Hautfarben vorhanden, Männer, Frauen und Kinder in buntem Gewirr, die ersteren vermummt bis auf die Augen mit der vergoldeten Gebetrolle auf der Stirn, die letzteren oft in paradiesischem Costüm. Manche steigen ein und vermehren noch das volkreiche Durcheinander im unteren Deck, Andere erwarten Bekannte oder bringen Postsachen an Bord, denn unser Dampfer führt den rothen Wimpel mit den Buchstaben „Postes" darauf, wieder Andere drängen sich lärmend und gestikulirend auf die schmale Brücke und bekommen gelegentlich von den in grauem Drillich uniformirten Polizisten, unter denen sich viele Neger befinden, mit Rohrstöcken und Kantschuen die schallendsten Prügel (was aber wenig hilft), die Mehrzahl hockt in inniger Vereinigung mit den Kameelen und Esseln an den Böschungen und schaut dem Ganzen mit pelikanartiger Ruhe zu.

Ganz herrlich die Abendstimmung! Auf dem Strom ist's leer geworden, denn wegen der schnell hereinbrechenden Dunkelheit und der mancherlei dann nicht zu erkennenden Untiefen sind die Barken vor Anker gegangen, nur einige Fischer schwimmen nahe dem Strande in den trüben Fluthen gegen den Strom dahin und ziehen ihre Netze hinter sich her; in singenden Klagetönen schallen von einem wackeligen Thurme einer kleinen Moschee die Gebete des Muezzins herüber und von oben herab dringt eines vereinsamten Falken scharfer Schrei. Von roßigem Gelb beleuchtet sind die sich in einiger Entfernung der Ufer erstreckenden Felszüge, die aber, je tiefer die Sonne dort hinter den Palmenwaldungen versinkt, ein violettere Färbung annehmen, während der westliche Himmel von schnell sich ausbreitendem zarten Gold übergossen wird, das mit seinen duftigen Wölkchen ach, nur so rasch wieder verschwindet. Und zu dem tiefen Frieden und der Einsamkeit weithin paßt das Rauschen des Stromes, passen die Erinnerungen einer vergangenen großen Zeit, von der uns dort die Gebirge